

Wann ist das Vaterunser „dran“? Und: Wie lange dürfen wir es noch sprechen?

Während in Syrien Fassbomben vom Himmel fallen, in England Menschen mit Nervengift attackiert werden, ein neuer Kalter Krieg droht und der US-Präsident einen Handelskrieg entfesselt, kümmert sich das Land der Dichter und Denker um so wichtige Dinge wie „Kunde“ und „Kundin“ oder um das „Vaterland“ in der Nationalhymne, das nun ein „Heimatland“ sein soll. „*Herr, schmeiß Hirn ra!*“, würde der Degerlocher (nicht Stuttgarter!) Autor Gerhard Raff da sagen.

Und wir Christen können nur hoffen, dass die Gleichstellungsbeauftragte unseres Landes und eine rüstige 80-jährige Rentnerin das Vaterunser nicht entdecken und wir es noch lange – politisch völlig unkorrekt – beten dürfen.

Ja, die Väter haben's schwer. Sicher: Der Vater ist ein Mann. Und Gott ist kein Mann. Sicher: Es gibt schlagende, abwesende, trinkende oder missbrauchende Väter. Und so ist Gott nicht.

So wie andere Männer und Väter war der „Vater“ Jesu Christi, den er „Abba“ nannte, noch nie. Schon damals fiel sein „Vater im Himmel“ aus dem Rahmen irdischer Väter-Bilder.

Und doch hat dieses Wort – bei allen Unzulänglichkeiten und Beschädigungen – wohl doch noch einen vertrauten, intimen Klang.

Es klingt nach Heimat, nach Fürsorge, nach – ja sagen wir es deutlich – „heiliger Welt“. Die soll es ja geben. Das ist ja unsere Hoffnung. Beten wir im Vaterunser nicht auch um das Reich Gottes, das kommen möge?

Aber beginnen wir ganz vorne in diesem schönen Gebet, das uns Jesus zu beten aufgibt, wenn wir nicht „*plappern*“ wollen „*wie die Heiden*“. [Mt 6,7]

Jesus lädt uns ein zum Vertrauen, zum Anvertrauen, zum Fallenlassen. Aber er baut sozusagen drei „Nach-Denklichkeiten“ ein. Er will, dass wir redlich und nüchtern beten. Das Vaterunser ist ein nüchternes Gebet.

### **Die erste „Nach-Denklichkeit“ steckt in den Worten „Vater im Himmel“.**

„Vater...“ – Gott so anzureden ist nicht selbstverständlich, damals zur Zeit von Jesus nicht und auch nicht heute.

Lange hat man gesagt, dass das aramäische „Abba“ so viel heiße wie „Papa“ in der Kindersprache. Doch das stimmt nicht. Man denkt hier vielleicht besser an die respektvolle Anrede des Vaters in einer Familie. Ein Wort mit einem liebevollen Klang, ohne die Grenze der Achtung und des Respekts zu überschreiten.

Doch die Anrede Gottes als „Vater“ bringt durchaus Probleme mit sich:

Manch einer könnte denken, wir müssten uns kindisch verhalten, klein machen und unmündig – Gott gegenüber. Aber „*Lieber Gott, mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm...*“ – das ist nicht das, was wir in diesem Gebet beten.

„*Seht, welche Liebe hat uns der Vater erwiesen, dass wir Gottes Kinder heißen sollen – und wir sind es auch!*“ So selbstbewusst, so fröhlich und gewiss formuliert es der erste Johannesbrief. [1Joh 3,1] Die Kinder Gottes gehen einen aufrechten Gang! Sie sind wertgeschätzt.

Dennoch: Gott als „Vater“ anzusprechen, ist nicht selbstverständlich. Wir machen uns von Gott, dem Unvorstellbaren, ein Bild – und wissen doch zugleich, dass es nur ein Bild ist.

Jesus wusste das, und darum hat er in seinen Beispielgeschichten Gott immer als den ganz anderen Vater geschildert. Als Kontrastprogramm zu den irdischen Vätern sozusagen. Umso verwunderlicher, dass viele (auch schlaue) Leute so nachdenklich nicht waren.

Martin Luther sagt: Gott will „*uns locken, dass wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder, auf dass wir getrost und mit aller Zuversicht ihn bitten sollen wie die lieben Kinder ihren lieben Vater.*“ [Kleiner Katechismus]

Das ist ja richtig und auch schön: Gott lockt uns ins Vertrauen. Aber die „lieben Kinder“ sind genauso wenig realistisch wie ein immerzu „lieber Vater“.

Und Matthias Claudius, der Dichter und Journalist, lässt alle nötige Distanz fahren, wenn er über das Vaterunser schreibt: „*Sieh', wenn ich's beten will, so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben mochte. Und denn stell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; ... und Gott sitzt im Himmel auf einem goldnen Stuhl, und hat seine rechte Hand übers Meer und bis ans Ende der Welt ausgestreckt, und seine Linke [ist] voll Heil und Gutem ...*“

Nein, das ist nicht mein Bild von Gott als dem Vater!

Ich weiß: Zu viele Menschen haben Väter gehabt, die abwesend waren, schwach, gewalttätig oder übergriffig, despotisch oder süchtig; Väter, die selbst klein gemacht wurden und darum ihre Macht in der Familie austobten.

Und schließlich kann ich mir Gott nicht als Weltenlenker-Vater „*auf einem goldenen Stuhl*“ (so wie Matthias Claudius) vorstellen, angesichts von Holocaust, Hiroshima, Tsunami oder Flugzeugabsturz.

Diese „Nach-Denklichkeiten“ dürfen wir nicht übersehen.

Ich glaube, Jesus möchte, dass wir „wissend beten“, mit offenen Augen und wachem Verstand. Wissend oder ahnend, wie

sehr wir uns nach einem guten Vater sehnen, der bedingungslos für uns ist und sich um uns kümmert. Wissend aber auch, dass die Bibel von Gott durchaus mit sehr weiblichen, mütterlichen Eigenschaften reden kann.

Wir dürfen Gott als Vater anreden, aber es bleibt ein Bild, denn Gott ist und bleibt ein Geheimnis. Er bleibt uns nahe und zugleich entzogen.

Dafür steht der zweite Begriff: der „Himmel“.

### **Wie „Vater“ ist auch „Himmel“ ein Grund fürs Nach-Denken.**

Auch wenn uns manches antike Weltbild naiv vorkommt, waren die Leute damals nicht so einfältig, um zu glauben, Gott befände sich im Himmel über ihnen. Sie nutzten Bilder und wussten um sie.

Das Wort „Himmel“ ist ein solches Bild. Es soll klarstellen: Wir sind nicht Gott! Er ist uns bleibt uns entzogen, gehört uns nicht. Wir können Gott nicht „haben“. Es gibt eine Differenz – und die ist gut. Gott ist genau dieser Punkt, den wir Menschen brauchen – außerhalb unseres eigenen Systems! Wer dieses Gegenüber nicht hat, macht sich selbst zu Gott – mit verheerenden Folgen.

„*Vater unser im Himmel*“, das zeigt: Ich kann und darf mir ein Bild von Gott machen. Aber ich muss wissen: Es nie völlig richtig. Gott ist und bleibt unvorstellbar – und uns doch so nah, wie die Luft, die uns umgibt.

Und er will uns nicht im Stich lassen. – Das Vaterunser ist wie der Psalm 23 die Notration im Glauben. Dann, wenn alles andere wegfällt, wenn uns die Worte im Halse stecken bleiben, dann sind diese wenigen Worte unser letzter Halt. „Unser“ Halt, der uns gemeinsam geschenkt ist, damit niemand allein bleiben muss.

## Das ist die dritte „Nach-Denklichkeit“:

### Das Vaterunser ist „unser“ Gebet.

Was das bedeutet, habe ich eindrücklich erlebt an einem Sonntagnachmittag Anfang April 2005. Gerade habe ich mir einen Kaffee gemacht, da klingelt das Telefon. Ein Sondereinsatz als Notfallseelsorger. Ein Amoklauf. Ich soll sofort kommen...

Vor unserer Kirche in Stuttgart-Zuffenhausen liegen stumme Zeugen eines Blutbads. Ein zerbrochener Stuhl, blutverschmierte Kleider und eine mit einer Plane abgedeckte Tote...

Der Amoklauf kostet einer 43-jährigen Frau das Leben. Drei weitere Besucher eines Gottesdienstes von TAMILIN werden schwerst verletzt. Der 25-jährige Täter hat mit einem Samuraischwert um sich geschlagen. Etwa 60 Menschen, darunter auch Kinder, sind schreiend auf die Straße gelaufen.

Als ich ankomme, sind alle Unverletzten im angrenzenden Kindergarten untergebracht. Sie haben ihre Sonntagskleider an, die von oben bis unten mit Blut bespritzt sind. Sie weinen, klagen, starren stumm vor sich hin, halten sich in den Armen. Wir Notfallseelsorger sind mittendrin. Aber was können wir tun? Viele können nicht gut Deutsch, und sie stehen unter Schock. Es gibt ohnehin nichts zu sagen. Und so beschränken wir uns darauf, sie mit Wasser und Decken zu versorgen.

Was können wir tun? – Da steht einer von uns auf und sagt: *„Wir alle sind Christen. Wir können nicht verstehen, was passiert ist. Wir sind sprachlos, aber wir brauchen einen Halt, um zu überleben, und um das Schreckliche nicht noch übermächtiger werden zu lassen. Wir sind Christen, und darum haben wir etwas, das uns alle eint: das Vaterunser.“*

Und so haben wir da, auf den Kinderstühlchen sitzend, kniend oder an der Wand gelehnt, weinend, stockend, zweisprachig miteinander das Vaterunser gesprochen.

Es heißt: „*Vater unser im Himmel*“. Das ist grammatikalisch falsch, aber dass dieses „Unser“ so aus dem Rahmen fällt, irgendwie „nachgereicht“ wird, weil man es vergessen könnten – genau das ist die dritte „Nach-Denklichkeit“.

Wenn ich also loslegen möchte und zu „*meinem lieben Gott*“ beten, so ganz ohne auf die Menschen neben mir zu schauen und nur mit meinem Leben und meinen Anliegen beschäftigt, dann bremst mich dieses „Unser“ bewusst aus.

Jesus bringt uns ein Gebet bei, das unser Leben mit dem anderen verbindet. Es ist persönlich und weitet doch meinen Horizont: Ich verbinde mich mit vielen Christen weltweit, die ich nicht kenne, die aber doch zur „Familie Gottes“ gehören. Sie erwarten von Gott alles, sie reden ihn persönlich an, sie bringen vielleicht nur ein Senfkörnchen Glauben mit, aber sie klopfen an, damit ihnen aufgetan wird.

Es ist unser Gebet – und das ist gut so. Es nimmt mich selbst auf und ich verliere gleichzeitig die anderen nicht aus dem Blick.

Schon in den ersten Worten zeigt sich, was für ein Gottesgeschenk das Vaterunser ist. Es ist nicht nur eine große Hilfe, sondern es ist ein Wunder, dass wir einsam oder gemeinsam beten dürfen: „*Vater unser im Himmel...*“ – und ihm dann sagen können, was uns nützt.